



Illustrierte Zeitschrift für unsere Jugend.

XII. Jahrg.

Prag, den 28. Juli 1911 (3. Ab 5671).

Nr. 15—16.

Inhalt:

J. Löwenberg: Sabbathruh.

Dum neunten Ab. (Illustrationen.)

L. L.: IV. Buch Moses, Kap. 33.

Leopold Kompert: Korporal Spitz. (Fortsetz.)

H. Rosenbaum: Vor Semesterschluß. (Schluß.)

M. Eger: Serien.

N. Jochanan ben Sakchai.

Die Donau. (Illustration.)

Josef Hart: Brüderchen und Schwesterchen.

Dr. Ad. Heller: Die Blutarmut.

Aus aller Welt.

Plaudereien.

Griechen.

Uebersetzungs-Ausgabe.

Rätsel und Rätsel-Auflösungen.

Erscheint jeden zweiten
Freitag.

Redaktion und Administration:
Prag II., Stephansgasse 630.

Bezugpreise: Für Oesterreich-Ungarn K 5.— ganzjährig, K 2.50 halbjährig.
— Für Deutschland Mk. 5.— — Für Rußland Rbl. 2.— — Balkanstaaten
Fres. 6.— Einzelne Nummer 20 h. — Manuskripte werden nicht zurückgestellt. —
Abdruck nur unter Quellen- u. Autorenanzeige gestattet. — Postsparkassa-Konto 52.742.

Herausgeber und für die Redaktion verantwortlich: Philipp Lebenhart.

Kalendarium.

Samstag, den 29. Juli דברים שבת חון

Inhalt des Wochenabschnittes:

Das Schicksal des Volkes seit seinem Auszuge aus Aegypten. Die Hindernisse, welche es auf dem Wege vorfand und die es mit der Hilfe des Allmächtigen überwand. Dieser Sabbat ist der letzte vor dem nationalen Trauertage und gibt der Thoraabschnitt wie die Hapthara diesen düsteren Erinnerungen ein dementsprechendes Gepräge.

Donnerstag, den 3. August תשעה באב

Zerstörung Jerusalems. — Fasttag und Trauergottesdienst in den Synagogen und Bethäusern.

Samstag, den 5. August ואתחנן שבת נחמו

Inhalt des Wochenabschnittes:

Moses Gebet zu Gott. Einschränkung der zehn Gebote. Das Schemagebet, der erste Abschnitt. Prophezeiungen, den Aufbruch durch ihn Israel auferlegt hat. Warnung vor dem Götzendienste. Wiederholung

Mittwoch, den 9. August חמשה עשר באב

Ein freudiger Gedenktag.

Samstag, den 12. August ערב

Inhalt des Wochenabschnittes:

Erinnerungen an die Wunder und Zeichen, die der Ewige Israel wegen getan hat. Seinen Geboten soll es immer eingedenk sein. Moses erzählt weiter von den Gesetztafeln, von Ahrons Tod und Einsetzung seines Nachfolgers Eleazar im Hohenprieesteramt. Von den Leviten. Verheißungen für den Fall als Israel die göttlichen Gebote befolgen wird.

Samstag, den 19. August ראה

Inhalt des Wochenabschnittes:

Weitere Ermahnungen. Segen für den Gehorsam verheißten. Strafe für die Verweigerung desselben angedroht. Die Verleitung zum Götzendienste wird mit schweren Strafen geahndet. Aufzählung der Tiere, deren Fleisch nicht genossen werden darf. Nur von solchen Tieren die wiederlauern und gespaltene Hufe haben, darf das Fleisch gegessen werden.

Donnerstag, den 24. August א' דראש חדש אלול

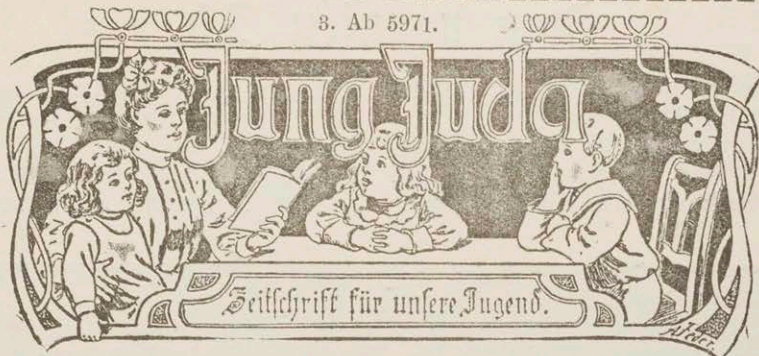
Freitag, den 25. August ב' " " "

Wichtige Kaiselaufösungen laudeten ein:

(Die Namen der Kaiselauflöser, die gleichzeitig Übersetzer sind, tragen ein Sternchen.)

Agram: Marfo Cohen*. — **Berlin:** Käthe Löwy. — **Dürreman:** Helene und Frieda Doktor. — **Essen:** Heinz Kersch*. — **Fiume:** Karl Popper*. — **Illof:** Elia Stern. — **Kludenie:** Gustav und Josefne Klaber. — **Koffow:** Sofie Turkelstein. — **Linz a. D.:** Markus Hirschfeld. — **Olmütz:** Hans Spitzer. — **Prag:** Edith Bonby; Kurt Fleischer*; Erich Guttmann; Hans Reich. — **Ruma:** Blanka Herschlowitz. — **Wien:** Eduard Abler*; Otto Bergwein; Trude und Hugo Rohorn; Hella Liebslein; Gustl Porges; Etelka Schanzer; Rubi Weiskopf.

Die nächste Nummer erscheint am 25. August.



Nr. 15—16.

Prag, den 28. Juli 1911.

XII. Jahrg.

Sabbathruh.

Von J. Löwenberg.

In meines Lebens wilde Stürme
Bricht oft ein Friedensklang herein,
Da muss ich meiner Mutter denken,
Und alle Schmerzen schlafen ein.
Und mild seh ich's von ferne leuchten,
Ich ziehe aus die Wanderschuh'
Vor meiner Kindheit heil'gem Boden.
Willkommen, süsse Sabbathruh!

Vom kleinen Zimmer strahlt die Lampe,
Die siebenarm'ge hell hinaus,
Und vor ihr steht die Mutter betend
Und breitet ihre Arme aus.
Des Lebens staubbedeckte Sorgen
Verschloss sie in des Werktags Truh',
Und frei und fröhlich jauchzt die Seele:
O Licht und Freud' und Sabbathruh!

So hoffte sie von Woch' auf Woche,
So ging sie ihren Pilgerpfad,
So trug sie leicht die schwerste Bürde;
Und als der Tod sich ihr genaht,
Ein Lächeln überflog ihr Antlitz,
Sie schloss die müden Augen zu
Und sang — tat sich schon auf der Himmel?
O Licht und Freud' und Sabbathruh!

In meines Lebens wilde Stürme
Bricht oft ein Friedensklang herein,
Da muss ich dein, o Mutter, denken,
Und alle Schmerzen schlafen ein.
Und mir aufs Haupt, wie einst vor Jahren,
Legst linde deine Hände du,
Und mich umfängt wie Muttersegen
Ein Ahnen ew'ger Sabbathruh.



Bum neunten Ab.

Warum weineſt du, Juda, und warum wehklagſt du, Iſrael?

Iſt nicht Babel, die große, mächtige Stadt zerſtört worden? Iſt nicht Ninive, die Stadt deren Umkreisung drei

ſie begründet haben, untergegangen. In den Trümmern derſelben wurden ihre Erbauer und ihre Kultur mitbegraben, wer alſo ſoll ſie beweinen! Doch Judäa's Volk und Jeruſalems Kinder leben, und



Die Klagemauer.

Tagereisen erforderte, vom Erdboden verſchwunden? Und ſind nicht Troja, Cartago und ſo viele andere Städte und Staaten auch dem Untergange ge-
weicht worden und wer beweint ſie und weſſen Träne flieſt ihnen nach?

Iſt Jeruſalem, iſt Judäa etwa anderen Städten und Staaten zu vergleichen?

Von Jeruſalem ging die Lehre aus und das Geſetz von Zion!

Ein Geſetz, deſſen Gebote das Eigentum der ganzen Welt geworden ſind, und eine Lehre, deren Inhalt viele Hundert Millionen Menſchen als göttlich und heilig anerkennen.

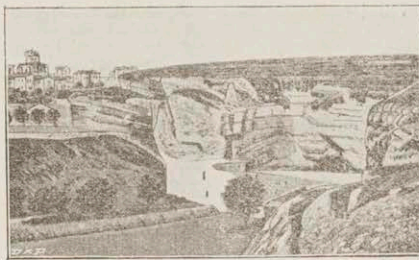
Mit dem Untergang anderer Städte und Staaten ſind meiſt auch die Völker, die

inſolange ihre Augen das Sonnenlicht ſchauen werden, wird der Untergang der heiligen Stadt und die Zerſtörung ihres Staates von ihnen beweint und beklagt werden. Nebukadnezar und Titus werden immer Namen ſein bei deren Klang das jüdiſche Herz erzittert.

Jeremias hat auf den Trümmern Jeruſalems und auf dem brennenden Tempelberge Klagelieder geſchrieben und gedichtet die noch heute am neunten Ab ihre ſchmerzliche Weiſe in der ganzen Welt ertönen laſſen.

Joſephus hat uns die Geſchichte vom Untergange des zweiten jüdiſchen Staates und ſeines heiligen Tempels geſchrieben, die unſer Herz erſchüttert.

Am 27. Tamus wurde die Stadt



Jeremias-Grotte und Brunnen im Oſten von Jeruſalem.

Jerusalem erstürmt und am 1. Ab der Tempel auf Moria umzingelt, den 9. Ab ging er in Flammen auf und wenige Tage später wurden Tausende Gefangene vor Caesarea ans Kreuz geschlagen.

Das waren unsere Ahnen! Das waren wir, die sich dem Welteroberer Nebukadnezar entgegenstellten und auch wir waren es, die den Herren der halben Welt — den Römern — die Stirne boten. Das waren wir!

Unser Blut fließt an den Mauern. — An den Mauern deren kläglichster Rest noch heute als Heiligtum verehrt wird. Die Klagemauer — heißt sie — ist eine Stelle, wo Juden aus aller Welt zusammenkommen und ihrem Schmerz hier

freien Lauf lassen. Es ist der Rest der Grundmauer des zweiten und wahrscheinlich auch des ersten Tempels. Die Kinder Israels, die Söhne Rachels weinen hier um die entschwundene Herrlichkeit. Sie, die in der ganzen Welt verfolgt, suchen hier ihren Schmerz zu stillen. Der 9. Ab ist ein Trauertag der von den Juden allerorten im Gebet und Fasten begangen wird; dies ist der Fall seit mehr als achtzehnhundert Jahren und wird so alljährlich weitergehen, insolange die Verheißung nicht in Erfüllung geht: „Ich werde ein neues Jerusalem und ein neues Zion bauen, herrlicher als es je gewesen“ . .

IV. B. III., Kap. 33. . . . יִסְעוּ מִיִּם-סוּרָה

Eine vergessene Melodie!

Das Flüßchen strömt in gewundener Linie an dem kleinen Städtchen vorüber dort im Herzen des fernen Europa. An einer der Berglehnen, wie angeklebt, steht ein Gebäude, ich sehe es jetzt ganz genau. Hinein gehen wir, mein Vater, der Bruder und ich. Ueber dem Eingang steht ein Spruch in der alten Quadratschrift, in welcher die heiligen Urkunden der Juden geschrieben sind.

Dieser Spruch, aber genau derselbe, prangt auf dem gewaltigen Gebäude vor dem ich nun stehe.

Ein Menschengewühl wogt an mir vorüber.

In St. Louis, der großen Handelsstadt mit ihrer Million Einwohner, ist es ganz natürlich. Aber das Haus mit dem Spruch, das fesselt mich.

Ich vergesse meine Umgebung und das Häuschen an der Berglehne taucht wieder vor meinen geistigen Augen auf. Die Erinnerung wird lebendiger . .

Ueber den großen Zeitraum hinweg geht's bis zu den Kinder- und Knabenjahren zurück. Und ich stehe noch immer an derselben Stelle. Und die längst verbläuten Bilder werden wieder lebendig. . .

Als ungeratener Sohn verlasse ich das Elternhaus, die Heimat, selbst dem alten Europa lehre ich den Rücken. In der neuen Welt kaum angekommen, beginnt die wilde Jagd.

Die Jagd nach dem Dollar.

Zunächst als Zeitungsjunge, dann als Krämer. Als solcher bin ich bei der Gründung einer Stadt beteiligt, deren Anfänge aus einem Blockhaus, welches als Hotel zu dienen hatte und einer Krambude — der meinen — bestanden haben. Der Landstrich ist günstig gelegen.

Die Zahl der Ansiedler wächst mit jedem Tage, der angekaufte Boden steigt zusehends im Werte . . . Ich bin über Jahr und Tag ein wohlhabender Mann. Mit großem Gewinn schlage ich meinen Besitz los und kaufe eine Farm weiter westwärts am Mississippi . . .

Arbeite wie wild darauf los. — Die Schwielen an meinen Händen sind Zeugen davon, ich arbeite und habe Erfolg. — Darüber sind Jahre verflossen.

Nun bin ich in St. Louis, um mit meinem Kommissionsnär abzurechnen.

Eine nette Summe ist es, die ich nun mein Eigentum nenne.

Blitzartig reißt sich Bild an Bild.

Die Julisonne brennt ins Mark hinein, ich merke es nicht.

Der Spruch auf dem Gebäude hat es mir angetan, ich stehe noch davor. .

Nun sehe ich Leute hineingehen, Männer, Weiber und Kinder verschwinden in dessen Innern.

Ich fasse Mut und gehe ihnen nach.

Ein weiter Raum umfängt mich, demjenigen ähnlich, den ich als Kind an der Hand des Vaters oft besucht habe. Mit dem Unterschied bloß, daß hier alles größer, viel größer, weiter, höher und vornehmer ist.

Das Gehirn arbeitet fieberhaft. Sonst tun es bei mir die Hände.

Die Erinnerung hastet förmlich nach rückwärts, hebt längst verblaßte Bilder aus der Vergessenheit empor, stellt Vergleiche an. . .

Der Mann dort im Talar scheint mir bekannt zu sein. Ich sah ihn als ich noch Kind war, aber nein, was phantasziere ich, Vetter Chaim muß längst tot sein und die Bečva singt ihn in die Ewigkeit hinein.

Fließt sie doch knapp an seiner Grabstätte vorüber, an der Grabstätte all der Tuben meines Geburtsortes.

Doch was ist es also, das mich hier bekannte Gesichter erblicken läßt?

Müde fast macht mich die ungewohnte Umgebung und die Umwälzung, die sie in meinem Gehirn verursacht.

Merkwürdig, ich bin sonst nicht so rasch müde.

Oft bin ich meinen Arbeitern allen voran. Ich lege nämlich überall selbst Hand an, jetzt, wo ich es nicht mehr nötig hätte.

Meine Hand ist sehnig, meine Brust ist frei, es ist mir die Arbeit eine Lust und die Jagd nach Geld und Gut versüßt sie und treibt sie immer wieder an. . .

Im Raume wird es stiller und stiller, man hört bloß die Stimme eines einzigen Menschen, desjenigen im Talar, er

liest aus einer Rolle, die Rolle, ja, die kenne ich; dort hatten sie auch eine solche.

Ich meine dort in dem alten greisenhaften Europa, in dem Städtchen an der Bečva.

Als Knabe hatte ich sie gesehen, sogar das, was darin aufgezeichnet ist. Allein, ich habe es seither vergessen — . . . vergessen. . .

Ich bin ein praktischer Mann, der sich darüber nicht grämt.

Ich habe es hübsch vorwärts gebracht, weil ich die Bleisohlen, die mir anhafteten, hier im Lande der Freiheit und ureigensten Selbstbestimmung abgestreift habe.

Was gehen mich die Leute an, die hier mit mir im Raume beisammen sind und oben der Mann im Talar und auch das, was er herunterliest, läßt mich kalt.

Ich verstehe es nicht und wenn, — die Dollars, die in Form eines Checks auf das größte Bankhaus von St. Louis in meinem Besitze sind, geben mir den schlagenden Beweis dafür, daß ich besser daran getan, mit Zahlen zu kalkulieren, als mich mit dem Ballast von Gefühlen und sonstigem Krimskrams in der Welt herumzuschleppen. . .

Horch, was ist das? . . . Ist's möglich. . . bin ich noch bei Sinnen?

Die Melodie, die zu mir herüberläutet, die Melodie. . .

Ein Schauer läuft mir über den Rücken, der Klang einer Melodie aus fernen Tagen, aus den Tagen meiner Kindheit erschüttert mein Innerstes.

Ich springe vom Sitze auf, will näher zu dem Mann, dessen Sang meine Seele erbeben läßt. Meine Augen füllen sich mit Tränen, alles dreht sich mit mir, ich sehe nichts mehr. . . plötzlich wird's still, totenstill um mich her. — —

Ich fühle, wie sich Leute um mich bemühen, ich höre ein Stimmengewirr und öffne neugierig die Augen. Was ist mit mir geschehen?

„Eine Ohnmacht“, höre ich jemand sagen. — Ich weiß es besser. — Und die Menschen rings um mich mit ihren teilnehmenden Gesichtern? Sie kennen

mich ja gar nicht. Oder sollten sie...? Hastig greife ich nach der Seitentasche; doch dort ist alles in Ordnung.

Merkwürdig, die Teilnahme tut mir jetzt gerade außerordentlich wohl. Ein Gefühl, angenehm und ungewohnt durchrieselt mich.

Gehören diese Leute zu mir oder ich zu ihnen? Sind es Fremde oder sind sie's nicht? Zählungs fährt mir wieder die Melodie durch den Sinn.

„Die Melodie, die Melodie“, sage ich halblaut vor mich hin, ein über das andere mal. Sie blicken mich verwundert und verständnislos an...

„Ich bin nicht krank, wie die Herren vielleicht glauben“, beile ich mich zur Beruhigung der Anwesenden zu sagen, „es war nur ein vorübergehendes Unwohlsein, daß mich überfiel. Das ist nunmehr ganz gewichen. Ich fühle mich jetzt wieder vollständig wohl...“

Und nun verabschiede ich mich herzlich, wie noch nie, von der Gruppe mir noch vor kurzem fremder Menschen.

Der Kurierzug, der eine Stunde später nach New-York rast, hat auch mich zum Passagier. Ich kann es nicht erwarten, die Küste des atlantischen Ozeans zu erreichen. Es scheint mir eine Ewigkeit zu dauern bevor die Rufe ertönen: „New-York“.

Einer jener Meeresriesen, welche die Verbindung mit der alten Welt unterhalten, nimmt mich auf. Denselben Tag noch durchschneidet der Gildampfer die Wogen des Atlantiks von Westen nach Osten.

Eine Seefahrt, die mehrere Tage andauert, hat wenig Annehmlichkeiten. Die ersten Tage hat das Auge noch etwas Abwechslung. Weit rückwärts ist die Küste sichtbar, hier eine Insel, dort riesige Schiffe, die den Welthafen aufsuchen. Später jedoch ist das ewige Einerlei selbst für das eingewohnte Auge von ermüdender Langweile. Da hängt man sich an einen sympatisch scheinenden Mitreisenden, damit die Zeit totgeschlagen

wird. Oder man hält Einklehr in sich. —

Ich habe es nötiger als je zuvor, Einklehr zu halten. Erscheine ich mir doch selbst immer sonderbarer. Ich fahre den Weg zurück, was ich doch nie im Leben zu tun gedachte. Und es war nur eine halb vergessene Melodie, die es bewirkt hat. Sie hat in mir geweckt, was längst schon abgestorben schien. Und nun fahre ich, die Stätten aufzusuchen, die meine Kindheit umgaben. Ich, der praktische Mann. Welche Mächte gewannen über mich Gewalt, daß ich ihnen willenlos zu gehorchen mich bemühe?

Nun denke ich ruhiger über die Sache nach. Mein großes Anwesen, die Farm, die Plantagen werden den Herrn vermissen. Zugrunde gehen werden sie daran nicht. Und schließlich dem Heimweh, das in mir jene Melodie geweckt hat, will ich Opfer bringen... „Woß Heimweh?“ fragt eine innere Stimme, die ich sonst nie gehört habe.

Nach acht Tagen Helgoland in Sicht, später dann Rurhafen, endlich Hamburg.

Mit langsamen, schweren Schritten betrete ich den Boden der alten Welt. Hinter mir auf der Landungsbrücke drängen sich einige Passagiere.

„Heute ist Erew Tischo beaw. Wir wollen doch noch in die Synagoge gehen“, höre ich eine hastige Stimme sagen, und mache den Silenden unwillkürlich Platz. —

Ich weiß, es ist ein Trauertag.

Und dennoch, in meiner Seele singt es und klingt's:

„Tischo beaw in der Heimot...“

Und ich lenkte meine Schritte, die plötzlich elastisch und leicht geworden sind, ihnen nach zur Synagoge.

Was tut's, daß ich eine Woche später wieder nach Amerika fahre, an Enttäuschungen reicher. — Es hat doch eine halbvergessene, hebräische Melodie mich, den Dollarsmenschen, den praktischen, skrupellosen, in die alte Heimat zu locken vermocht. — —

Korporal Spitz.

Von Leopold Kompert.

(Fortsetzung.)

„Siehst du, Josua Goldarbeiter,“ sagte der Buchhalter mit dem Kopfe beifällig nickend, „gerade so macht's der Napoleon auch! Der könnte die ganze Welt ruinieren, bloß damit die anderen alle nicht bestehen, und er allein dasteht.“

„Der jetzige Napoleon auch?“ fiel hier Gerson Stänglein trotz der vorhin empfangenen Zurechtweisung ziemlich vorlaut ein.

Der alte Buchhalter tat, als habe er nichts gehört. Die Augen unverbunden auf den Goldarbeiter gerichtet, fuhr er fort:

„Die Sach' ist die. Früher hat der Napoleon, wenn er mit einem hat etwas anfangen wollen, gar nicht viel geredet; er hat gleich zugegriffen, und ehe man noch zur Besinnung kommt, was er denn eigentlich will, war es schon zu spät. Der Napoleon hat alle Henkeltaler für die ganze Welt machen wollen. Dazumalen war er jung und hat hitziges Blut gehabt. Jetzt ist er alt, und da redet er früher! In der Sach' ist's aber einerlei! Er will unser Land ruinieren. Darum sagt er: Ich bin mit euch nicht zufrieden!“

Es entstand eine lange Pause; alle Anwesenden fühlten, daß der alte Mann trotz seines von einer einzigen Idee eingenommenen Denkvermögens eine unleugbare Wahrheit ausgesprochen hatte. Endlich meinte der Goldarbeiter mit einem Seufzer:

„Mir scheint, mir scheint, es wird jetzt eine Zeit kommen, wo keine meiner Bäuerinnen nach einem Henkeltaler Begehren tragen wird!“

„Josua Goldschmied,“ rief der Buchhalter, nachdem er ein zorniges Husten unterdrückt hatte. „Du denkst an die Henkeltaler von deinen Bäuerinnen, und unser Land, unser Gut und Hab' steht auf dem Sprung, von

dem Franzosen ruiniert zu werden?“

Der Alte konnte vor überströmender Bewegung nicht fortsprechen; er war aufgesprungen und hielt sich, die Hände krampfhaft an die Kante des Tisches stützend, mit Mühe aufrecht. Sein Antlitz strahlte von einer Röthe, die es in diesem Augenblick wahrhaft ehrfurchtgebietend machte. Auch fühlten sich alle von Schauern durchbebt, als hätten sie die Weissagung eines jener Seher vernommen, wie sie in alten Tagen die dunkeln Schleier der Zukunft lüfteten. Keiner sprach ein Wort.

Der Trödler war der erste, der in sich die Stimmung fand, diesem geheimnißvollen Stillschweigen ein Ende zu machen.

„Ist denn das schon unterschrieben und besiegelt?“ fragte er, ohne jedoch ungläubig zu scheinen.

„Ein großer Krieg wird werden, ein fürchterlich großer Krieg!“ rief der Buchhalter feierlich.

„Krieg!“ gestellte eine weibliche Stimme.

Alle wandten sich erschrocken um.

Da stand Genendel, die Hausfrau, auf der Schwelle des anderen Zimmers, bleich, mit weit aufgerissenen Augen, ein Bild des Entsetzens. Ihr war keines der Worte, das die Männer gesprochen, entgangen, das letzte hatte sie aller Fassung beraubt.

„Was schreiest du so, Genendel,“ meinte der Trödler, „bis dato seh ich noch nicht, daß marschirt wird.“

„Krieg, sagen Sie, wird werden, Herr Buchhalter?“ schrie Genendel, indem sie sich dicht an den Alten hingestellt hatte. „Krieg, sagen Sie, und dazu noch ein großer? Lebendiger Gott, da muß ja mein Sohn Markus mit!“

Das sonst schon blasse Antlitz des Trödlers wurde jetzt mit einemmal

zum Erschrecken fahl. Das hatte er nicht bedacht. Wie ein Messerstich ging ihm der Gedanke durch die Seele, daß sich auf der Wanderschaft sein erstgeborener Sohn befand, der für das zweifarbigte Tuch wie gewachsen war.

„Wie alt ist denn dein Sohn Markus?“ fragte der Buchhalter.

„Auf Purim wird er gerade zwanzig Jahre alt,“ sagte Genendel mit leiser, furchtbarer Stimme. Es mochte ihr in diesem Augenblicke fast gefährlich vorkommen, das „militärpflichtige“ Alter ihres Sohnes vor so vielen Leuten zu verraten.

„Da kann ich dir nicht helfen, Genendel,“ sagte der Buchhalter nach einer Weile. „Und ist auch kein Fehl an ihm?“

„Gewachsen wie ein Baum im Walde!“ rief Genendel in einem Tone, woraus mütterlicher Stolz und Schmerz zu gleicher Zeit klangen.

„Da werden sie ihn dir nehmen!“ meinte der Alte fast trocken.

„Mein Markus muß also in den Krieg?“ schrie Genendel, indem sie die Hand des Buchhalters stürmisch an sich riß, als hätte er allein in diesem Momente über das Geschick ihres Kindes die entscheidende Stimme auszusprechen.

„Schrei nicht, Genendel,“ sagte der Buchhalter, indem er seine Hand aus der Umfassung der Frau zog, „und mäßige dich. So wie du werden tausend und abertausend Mütter rufen und schreien... und es wird alles vergebens sein. Weißt du, was in unserer heiligen Thora steht? Als die Rede davon ist, daß die Kinder Israel durch das Land der Emoriter ziehen sollen, da sagen sie: ‚Wir wollen des Königs Straße ziehen, und wollen nicht rechts und nicht links gehen.‘ Siehst du, Genendel! So wollen wir auch sagen. Unseres Königs Straße, die geht in den Krieg, da darf keiner zurückbleiben, der eine

gesunde Ader im Leibe hat... Und du jammertest und schreist?“

Genendel schöpfte aber aus den Worten des Buchhalters keinen Trost, sie seufzte tief auf, als dieser jetzt schwieg. Was wußte sie von der geradeaus führenden „Straße des Königs“ und von der Pflicht, nicht nach rechts und nicht nach links auszuweichen. Sie vernahm nur ein einziges Wort und das lautete: Krieg! War das nicht eine Straße, die über die zerschossenen und verstümmelten Glieder ihres Kindes ging?

Und als in diesem Augenblicke, wie gerufen, ihr Sohn Markus, ein schlankgewachsener Junge, zur Türe hereintrat, da brach sie in lautes Schluchzen aus und fiel ihm mit dem schmerzvollen Ausrufe um den Hals:

„Markus, mein Sohn, du mußt in den Krieg! In den Krieg mußt du, Markus, mein Kind!“

Es traf sich gut, daß diesem Vorgange durch den auf der Gasse erthallenden Ruf „in Schul“ ein Ende gemacht ward. Die Männer brachen zum Abendgebet auf.

Hatte der Mann, der mit eifriger Miene jenes Wort sprechen konnte, das die Kriegesfurie mit bacchantischer Lust rasen machte, es wohl bedacht, daß seit jener Stunde — eine arme Mutter in einem stillen böhmischen Ghetto jede Nacht mit der qualvollsten Schlaflosigkeit rang? . . .

Kein Trost und Zuspruch war seitdem imstande, Genendels angsterfülltes Gemüt zu beruhigen. Sie war wie von einer biblischen Wahrheit überzeugt, daß ihr Sohn Markus in den Krieg werde ziehen müssen, als die Federn der Diplomaten noch zaghaft über diese Wert hinweghüschten und henigiliche Depeschen noch immer das Friedensglöckchen läuteten. Wenn man ihr zuweilen aus den Zeitungen die Mitteilungen vorlas, die darauf berechnet waren, den nun in aller Furchtbarkeit grollenden Gewittersturm als eine vorübergehende, innerhalb der „Kabinette“ ertönde Mißstimmung zu bezeichnen, schüttelte sie ungläubig den

Kopf und meinte: „Feiweil Buchhalter hat gesagt, daß Krieg wird, und der weiß das besser. Mein Sohn Markus muß zum Militär.“

Bekanntlich hat sich die arme Mutter aus dem Ghetto in ihrem ahnungsvollen Gefühle so wenig getäuscht, als dagegen manche hochstudierte Weisheit trotz aller Ueberzeugung fehlging. Noch ehe Genendels Sohn das gesetzliche Alter vollständig erreicht hatte, erschien schon im Hause die bekannte Gerichtsdienerphysiognomie vom Bezirksamte mit der Weisung, „daß Markus Spitz, Kürschnergejelle, am 10. Februar 1859 um 9 Uhr vormittags in dem Konstriktionszimmer Nr. 5 um so sicherer zu erscheinen habe, widrigenfalls usw.“ Markus Spitz hatte natürlicherweise gegen die Drohung des gesetzlichen Paragraphs nichts einzuwenden, war in Gesellschaft seines Vaters und seiner Mutter, die unten vor dem Bezirksamte qualvoll auf des Ausgang warteten, auf dem Konstriktionszimmer Nr. 5 am bestimmten Tage erschienen, war von der „Assentierungscommission“ als „besonders“ tauglich befunden, angenommen und für ein böhmisches Infanterieregiment aus-ersehen und eingekleidet worden. Wenige Tage darauf befand sich der Rekrut Markus Spitz schon in einer mährischen Garnisonsstadt bei seiner Compagnie, war daselbst einexerziert und bearbeitet worden — und ehe der halbe März noch ins Land gekommen, schon auf der „Straße des Königs“, auf dem Marsche nach Italien!

Das alles war so schnell, ja so atemlos gekommen, daß man sagen konnte, zwischen dem Sabbat, wo Genendel aus dem Munde des Buchhalters zum ersten Male das Wort: „Krieg“ vernommen, bis zu der Stunde des Ausmarsches sei nur eine einzige Nacht gelegen — freilich eine lange, tränendurchwachte Nacht! Sie ließ zuletzt das unabwendbare Geschick über sich fast mit stumpfer Ruhe ergehen.

Wen wird es aber heute reizen wollen, die Leidensgeschichte einer armer Mutter

aus dem Ghetto niederschreiben zu wollen? Gewicht hing sich an Gewicht in diesen Tagen, und das geheimnisvoll wirkende Gesetz von der in Bewegung gesetzten Masse bestimmte alles Leben! Alles Einzelne war nur ein Schaumbläschen auf diesem Meere von Blut — und nicht einmal das! Es war verdunstet und zerstäubt, bevor es noch an die Oberfläche gedrungen.

Folgen wir lieber selbst, aus dem Ghetto heraus, dem jungen Soldaten, ziehen wir mit ihm die „Straße des Königs“ hinüber in die Gefilde, wo es durch einige Zeit schien, als habe nur der Tod und nicht das Leben, die Zerstörung und nicht die Geburt, die Wunde und nicht das heilende Kraut Recht und Bestand in der Natur, als seien die alten, niemals ganz gebändigten Elementarkräfte wieder losgebrochen und spielten den Herrn und Meister dieser Welt!

Beim Abschiede sagte Feiweil Buchhalter, nachdem seine Hände lange wie segnend auf dem Haupte des jungen Soldaten gelegen waren:

„Wenn du wieder zurückkommst, Markus, da wirst du mich draußen auf dem „guten Orte“ antreffen . . . Eins nur sage ich dir: der „Napilion“ ist ein gewaltiger Kriegsherr und das Leben des Menschen ist vor ihm wie das Leben einer Fliege. Wenn er aber sieht, daß man sich vor ihm nicht fürchtet, so hat man es halb gewonnen. Fürcht du dich nicht, Markus!“

„Wird er denn überhaupt wieder zurückkommen?“ rief Genendel in überströmendem Jammer.

„Hat er ein „Arbah-Kanfes“ an?“ fragte der Buchhalter mit einer gewissen Heftigkeit.

„Und was für eins!“ erwiderte Genendel, „kein Andrabbiner braucht sich dessen zu schämen.“

Da tappte der Buchhalter zu seinem Schreibtische, aus dessen hinterster Schublade er ein kleines, in weißes Papier gewickeltes Päckchen nahm, und rief dann Genendel zu sich.

„Da nimm“, sagte er so leise, daß er von dem Rekruten nicht gehört werden konnte, indem er ihr das weiße Päckchen in die Hand schob, „und nähe es ihm in das Säckchen ein, wo die Zizith (Schaufäden) liegen. Ich kann dir sagen, Genendel, was darin ist. Erd' aus Bernschulain!“

„Herr Buchhalter! Sie geben das weg!“ rief Genendel voll dankbaren Staunens und zog die Hand des Greises an ihre Lippen.

„Sei still!“ mahnte dieser mit einem bedeutamen Lächeln. „Ich komm' auch ohne die Erd' da hinüber, aber dein Sohn hat noch nichts dort zu tun. Ihn soll sie schützen!“ —

Nachfolgend teilen wir einige der Briefe mit, die der ehemalige Kürschnergehilfe, jetziger Soldat der K. K. Armee, vom „Kriegsschauplatz“ an seine Eltern

geschrieben hat. Ein eigentümlicher Zufall fügte es, daß diese Briefe jedesmal am Sabbat eintrafen, und so rechtzeitig im Nachmittagsklub bei Josef Spitz vorgelesen werden konnten. Von dort haben wir sie. Da aber wohl nicht Gott, desto mehr aber die Menschen auf die „Orthographie“ sehen, so haben wir uns kraft der uns im höheren Grade als dem Kürschnergehilfen Markus Spitz innewohnenden Kenntnis in dieser Wissenschaft sowie in der deutschen Sprachlehre nur erlaubt, einem hier und da etwas zu laut hervortretenden Gebrechen die mildernde und heilende Hand des Arztes aufzulegen.

Sonst aber soll der Soldat der K. K. Armee, Markus Spitz, so schreiben, denken und sprechen, wie es ihm gerade um das Herz herum ist.

(Fortsetzung folgt.)

Vor Semesterschluß.

Eine Gymnasialgeschichte von H. Rosenbaum.

(Schluß.)

III.

Kaver Rothenstein packte die Hand des Kleinen beim Gelenk und rollte wild mit den Augen: „Hast recht, Bob“, raunte er aufgeregt, „meld' dich demütig beim Ordinarius, büß' deinen Karzer ab, zahle Schuldgeld — und deine Mutter stirbt daran.“

Der kleine Bob Berger stöhnte auf.

„Na siehst du“, murmelte Rothenstein begütigend. „Der einzige Ausweg ist, du schweigst still. Helfen kannst du mir gar nicht; denn wenn du dich meldest, wird meine Strafe auf keinen Fall kleiner. Und außerdem, merk dir's, wenn du mir heute nicht folgst, ist's aus zwischen uns, ganz aus.“

Bob schluckte heftig und brachte kein Wort heraus. Er ließ sich von dem Freunde den langen Korridor entlang schleppen und betrat mit ihm gleichzeitig das Schulzimmer.

Rothenstein stand plötzlich im Mittelpunkt des Interesses.

„Daß du kommst!“ rief Wagner, „zwei Uhr ist's in einer Minute. Und der Klassenvorstand ist schon mal da gewesen.“

„Und der Rektor geht im Versammlungszimmer bröhnend auf und ab“, berichtete Frei, der das zweite Jahr in Tertia saß.

Der gutherzige Schwarz aber und sein Antimms Robby Pick sprachen vorwurfsvoll auf Kaver Rothenstein ein:

„Wie kann man nur so ungeschickt sein. Und so unvorsichtig. Und wenn schon, so ein Zettel verschwindet doch im Handumdrehen im Rockärmel.“

„Oder in der Bank“, warf Otto Strauß ein.

„Oder im Schularbeitsheft selbst“, behauptete Frei. „Ich selbst habe einmal, noch beim seligen Professor Rauch.“

„Ach hör' jetzt auf mit deinen Geschichten“, unterbrach ihn Robby Pick, und Schwarz drückte Kavers Hand.

„Wie wird dir's ergehen, Rothenstein, ich hab' Angst um dich.“

„Laß nur“, wehrte ihn dieser ab und biß die Lippen aufeinander. „Ich hab' selbst Angst genug!“ Und er warf einen schnellen Blick in die Richtung, wo der kleine Bob mit furchtsamen Augen in seinem aufgeschlagenen Atlas blätterte. Wenn der nur schweigen würde!

Das Glockenzeichen schrillte durch die Korridore und draug in die Klassenzimmer. Die Tertianer stoben auf ihre Plätze und so mancher dankte Gott, daß er nicht in Rothensteins Haut war.

Im nächsten Augenblicke tat sich die Tür auf und mit seinem ernstesten Gesicht, das heute einen seltsam traurigen Ausdruck trug, schritt Doktor Wedel an den stehenden Schülern vorbei zum Katheder. Eine müde Handbewegung hieß sie niedersehen.

Er vermied es, die Klasse anzuschauen. Der Karte Oesterreichs zugewandt, bezeichnete er die einzelnen Kronländer, besprach die Verhältnisse des Landes, des Bodens, die Zahl der Einwohnerschaft, und seine sympathische halblaute Stimme beherrschte den Raum.

Ein großes Staunen ging durch die Klasse. Man war beim Rektor, bei Professor Steiner und bei den andern Lehrern gewohnt, daß sie beim geringsten Anlasse in Zorn gerieten und jedes Vergehen mit größter Strenge zu ahnden wußten. Und Professor Wedel?

Rothenstein saß in seiner Bank und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Eine große Beschämung hatte von ihm Besitz ergriffen. Dort den Mann mit dem nachdenklichen Gelehrtenkopf hat er, Kaver Rothenstein, verspottet. — Er, Kaver Rothenstein, der mühsam beim Aufsteigen in die höhere Klasse durchzuschlüpfen pflegte, weil ihm das Lernen keine Freude war, hatte ihn verspottet, dessen Leben wohl ein stetes Mühen war, dessen Jugend wohl keine vermögenden Eltern vor Not und Entbehrung behütet hatten . . .

Doktor Wedel war am Schlusse seiner Ausführungen. Jetzt sagte er nur, wie es seine Gewohnheit war, alles Gesagte in kurzen übersichtlichen Sätzen zusammen.

Frei schrieb etwas auf seine Karte von Oesterreich und rückte sie auf Rothensteins Platz hinüber: „Er hat kein einziges mal seine Lieblingsworte gesagt“, stand da groß und deutlich aufgeschrieben. Kaver hatte daselbe auch schon bei sich gedacht und heiße Röte schoß ihm in die Wangen. Aber jetzt beim Zusammenfassen mußte es ja kommen, das „Wohlgemerkt, meine Lieben“, das er gedankenlos, mit hastiger, halb näselnder Stimme in jedem zweiten Satz anzuwenden pflegte. Da, — Kaver Rothenstein zuckte jählings zusammen.

„. . . Wohlg . . .“, hatte jetzt Doktor Wedel begonnen und war plötzlich verstummt. Eine Hilflosigkeit, die ihm, der nie um Worte verlegen wurde, sonst fremd war, verbreitete sich über sein Gesicht und seine Augen mit dem seltsam traurigen Ausdruck sahen einen Augenblick lang auf die gesenkten Häupter der Klasse. Da stand plötzlich Rothenstein mit erblaßter Miene hoch aufgerichtet in der Bank.

„Herr Professor . . .“ stammelte er außer sich und schämte sich nicht, daß ihm die heißen Tränen in die Augen traten. „Herr Professor, mir tut es so furchtbar leid, ich kann es . . . Ihnen gar . . . nicht . . . sagen . . .“ Rothensteins Stimme brach. Was ging's ihn an, daß ihn morgen oder noch heute die Kameraden verhöhnen würden, weil ihm das Weinen gar so nahe war.

Professor Wedel strich mit der Hand über seine hohe Stirn. „Es waren häßliche Verse, Rothenstein“, murmelte er. „Das einzige, was Sie entschuldigen könnte, Rothenstein, ist, daß sie nicht für mich bestimmt waren.“

„Verzeihen Sie mir, Herr Professor, bitte, verzeihen Sie mir“, flehte Rothenstein. „Ich weiß ja, daß mich zumindest ein Karzer erwartet, aber ich möchte nicht, daß Sie, Herr Professor, mir grollen.“

Das klang so überzeugungstreu und so resigniert, daß über Professor Wedels ernstes Antlitz ein schattenhaftes Lächeln huschte.

„Gut, Rothenstein, wir wollen später darüber reden, jetzt setzen Sie sich nieder. Unsere Angelegenheit gehört nicht in den Unterricht.“

Die ganze Zeit hindurch hat eine andachtsvolle Stille geherrscht. Eine derartige Unterredung zwischen Bank und Ratheber war den Tertianern in ihrer ganzen dreijährigen Gymnasialzeit nicht vorgekommen. Und mit einem Schlage hatte sich Dr. Wedel alle Sympathien erworben. Sie konnten kaum das Ende

anderer an Herrn Dr. Wedels Stelle wäre wohl weniger milde gewesen. Ich muß sagen, daß diese seine Güte keineswegs meine Billigung findet. Das ist aber meine ureigenz private Meinung. Sie, Rothenstein, kommen mit einem direktorialen Verweis davon, nachdem Herr Dr. Wedel ein Vorgehen mit harter und schlechter Sittennote entschieden abgelehnt hat. So, und jetzt können Sie sich zu ihm bedanken gehen.“

Ferien.

„Die Ferienzeit beginnt, beginnt!“
Den jauchzenden Ruf entführte der Wind
Empor zu den höchsten Bergen
Und hinab zum sandigen Meeresstrand...
Die sonnenbeschienene Bergerswand
Erzählte davon den Zwergen;

Der Strand raunt' es koseend den Wellen zu,
Die plaudern es weiter ohn' Rast und Ruh'
Bis zu der Aizen fröhlichem Reigen;
Das schönste Aizchen tanzte und sang
Erzählt es den Fischen im grünen Taug,
Noch die Fische müssen schweigen.

Und Mutter Natur hat fröhlich gelacht,
Was verborgen war aus Licht gebracht
Und gerührt in Farbentöpfen...
Sie hat sich ja durch ein langes Jahr
Gesehut nach liegendem lockigen Haar
Auf lachenden Kinderköpfen.

M. Eger.

der Stunde erwarten, drängten sich um ihn, rissen die Thür vor ihm auf, nahmen ihm die Bücher ab und schleppten sie in die Bibliothek. Nur Rothenstein blieb an seinem Plaze und wartete auf einen Wink des Lehrers, der aber ausblieb. Statt dessen trat in einer Viertelstunde darauf Professor Steiner in die Klasse. Seine Brillengläser funkelten Rothenstein an, als er ihn aufs Podium rief.

„Sie haben Glück, Rothenstein. Ein

Das tat er denn auch, der glückliche Rothenstein. Wie der Wind fuhr er über den Korridor, wartete kaum auf das Herein, das ihm aus dem naturwissenschaftlichen Lehrmittelskabinet entgegenkante, und stand dann schweratmend, aber mit strahlendem Gesicht vor Dr. Wedel.

„Herr Professor, Herr Professor“, jubelte er. „Ich danke Ihnen, o, wie ich Ihnen danke. Mein armer, alter

Papa, der hätte sich gekränkt, wenn er von meinen Sünden erfahren hätte. Bitte, verzeihen Sie mir. Ich habe in diesen Stunden alles gebüßt und gefühnt."

"Ja, das hoffe ich, Rothenstein", sagte Dr. Wedel und reichte dem Reutigen die Hand. "Und ich verzeihe Ihnen gern. Aber wissen Sie auch, warum mir die Verzeihung so leicht wird? Ich habe vorhin am Gange unfreiwillig ein kleines Gespräch zwischen Ihnen und dem kleinen Berger belauscht. Und da dachte ich bei mir: Wer solch guter

Freund sein kann, der wird doch nicht vorsätzlich seinen Lehrer kränken wollen, nur deshalb, weil er ein paar unschöne Nebengewohnheiten hat, die sich beim tagtäglichen Unterrichte wider Willen und unbewußt einzuschleichen verstehen. . ."

Dann war Xaver Rothenstein mit einem Händedruck entlassen und schloß draußen vor der Thür den kleinen Bob Berger brüderlich in die Arme. "Wir wollen nie mehr dichten, Bob", sagte er feierlich und der kleine Bob nickte ernsthaft sein Einverständnis.

R. Jochanan ben Sakkai.

Der jüdische Staat war untergegangen; der heilige Tempel, dieser Mittelpunkt allen jüdisch-religiösen Lebens und Strebens, bildete nur noch einen grauenhaften Trümmer- und Aschenhaufen. Die gefangenen Israeliten wurden nach den Bleiwerken Egyptens oder nach den Sklavenmärkten entfernter Gegenden und Länder geschleppt. Und die im heiligen Lande zurückgebliebenen Juden? Ach! Gleich unheimlichen, dunkeln, dem Grabe entsieglenen Schatten schlichen diese gesenkten Hauptes und Blickes einher, als würde in ihren Adern mehr kein Lebensblut pulsieren! Mit einem Worte: eine niedererschlagende Betäubung hatte sich aller Gemüther bemächtigt; alle Lebenskraft war gelähmt; nur jenes schwere Röcheln konnte man noch vernehmen, welches der Vorbote des Todes ist: das Röcheln einer im Todeskampfe liegenden Nation. — — —

Und doch erhob sich Israel, einem Phönix gleich, aus dem Trümmerhaufen zu einem kräftigen, ewig dauernden Leben! Wie war dies nur möglich? Nun, es muß diese Tatsache wirklich all denen als unlösbares Rätsel erscheinen, die sich das Judentum nicht anders zu denken vermögen, als mit einem staatlichen Apparate und einem imposanten Tempel! Und doch beruhte die Existenz des Judentums nicht auf einem be-

stimmten Landstrich und war auch sein Fortbestand an kein Staatswesen mit reichhaltigem Waffenarsenal oder an einen prachtvoll aufgeführten Tempel geknüpft. Das Judentum ist ein Genius, der zu seiner Geltendmachung solcher Hülfen nicht unbedingt bedarf. Dieser Genius erstrahlt überall und unter allen Verhältnissen, wo nur Menschen vorhanden, die sein göttliches Wesen zu erfassen fähig sind. Diesen Grundsatz ausgesprochen und während seines ruhmreichen Wirkens bestätigt zu haben, ist das Verdienst des Mannes, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen als Ueberschrift prangt.

R. Jochanan ben Sakkai hat seine Ausbildung in der Hillel'schen Schule erhalten. Er hatte von seinem Meister nicht nur einen reichen Schatz an Kenntnissen aufzuweisen; er war vielmehr bestrebt, auch dessen individuelle Eigenschaften sich anzueignen: Bescheidenheit und Sanftmut. R. Jochanan, der in Jerusalem eine lebhaft besuchte Lehranstalt leitete und Mitglied des Synhedrion war, gehörte denn auch, gleich allen Hilleliten, zur Friedenspartei und riet nachdrücklich zur Uebergabe der Stadt an die Römer. Die Kriegspartei, von den ungestümen Schammaiten geleitet, hatte natürlich die Oberhand. Unter der betäubenden Wirkung der schmetternden Kriegspoßanne kann die bescheidene Friedens-

stimme nur selten Gehör finden. Gewiß nicht seiner eigenen Person wegen, sondern um die Rettung der Lehre willen, entschloß sich Jochanan, die hart bedrängte Stadt zu verlassen und im Lager der Römer Zuflucht zu suchen. Wie aber aus der Stadt zu entkommen, deren Tore und Ausgänge von den „Zeloten“, den Häuptern der Kriegspartei, so streng bewacht wurden, daß nur Leichen hinausgeführt werden durften! Im Einvernehmen mit seinem Verwandten, Ben Batiach, legte sich Jochanan in einen Sarg, in den auch ein Stück faules Fleisch gegeben wurde, das einen Leichengeruch verbreitete. Seine Schüler trugen in der Dämmerungsstunde den Sarg glücklich aus der Stadt. Die Wache mußte natürlich den Leichenzug unbeanstandet passieren lassen, an dessen Spitze Ben Batiach einherzog. Mit Hilfe eines Toten-Sarges ist der Mann entkommen, der dem Judentum zu neuem, kräftig pulsierendem Leben verholfen!

Seitens des römischen Oberfeldherrn Vespasian, fand R. Jochanan eine sehr freundliche Aufnahme, da dieser dem tüchtigen General seine Erhebung zur Kaiservürde vorher verkündet haben soll.

Alle drei Bitten, die Jochanan an den Oberfeldherrn gestellt, wurden ihm bereitwilligst gewährt. Die wichtigste dieser Bitten war: in Zabneh ein Lehrhaus errichten zu dürfen. Gewiß, ein bescheidenes Verlangen in den Augen eines siegreichen Feldherrn! Jochanan ließ sich in Zabneh oder Samnia, einer Stadt unweit der Küste des mittelländischen Meeres, mit seinen Schülern nieder. Nicht lange darauf fielen die Mauern Jerusalems und loderte der Tempel in einem Flammenmeere auf. Meister und Schüler trauerten über das große National-Unglück. Doch der Meister ermannte sich alsbald und sprach seine Hörer in feierlichem Tone wie folgt an: „Meine Kinder! Israels Staat, Israels Tempel sind untergegangen. Verzweifeln wir nicht, denn Eines ist gerettet worden: Israels Gotteslehre! Wenn auch gebeugt, so sind wir doch nimmer gebrochen,

so lange wir die Fahne Juda's, die heilige Thora, mit Gottesbewußtsein in die Höhe schwingen und sie siegreich nach allen Weltgegenden tragen!“

Jochanan gründete alsbald in Zabneh ein Synhedrion, dessen Vorsitz er führte, bis Gamliel, ein Enkel Hillels, das für dieses Amt erforderliche Alter erreichte. Jochanan räumte diesem Synhedrion den ganzen Wirkungskreis ein, den man früher nur einem solchen Synhedrion zuerkannte, welches in Jerusalem und zwar in der sogenannten Quader-Halle des Tempels seine Sitzungen hielt. Hiermit hat R. Jochanan den erhabenen Gedanken zur praktischen Geltung gebracht, daß wie das Judentum überhaupt, so auch die Kompetenz des Synhedrion von einem bestimmten Orte oder Lande nicht abhängig ist. Die Geltendmachung dieser Idee war die rettende Tat für das Judentum, welches sonst gleichzeitig mit dem Staat und dem Tempel unter rauchenden Trümmerhaufen seinen Untergang hätte finden müssen. Dieser Gedanke konnte aber nur in der Brust eines Mannes aus der Schule Hillels Wurzel fassen. Eben er, als geborener Babylonier, war von dem Irrtum befreit, als wären Judentum und Jerusalem oder Tempel ganz identische Begriffe. Hierin liegt auch das Geheimnis, weshalb die Schüler Hillels für die Uebergabe der Stadt an die Römer waren, während die Schüler Schammai's, der aus Palästina gebürtig, an der Spitze der Kriegspartei standen. Der Patriotismus war es eigentlich, der diesen Schammaiten als religiöse Lebensbedingung erschien.

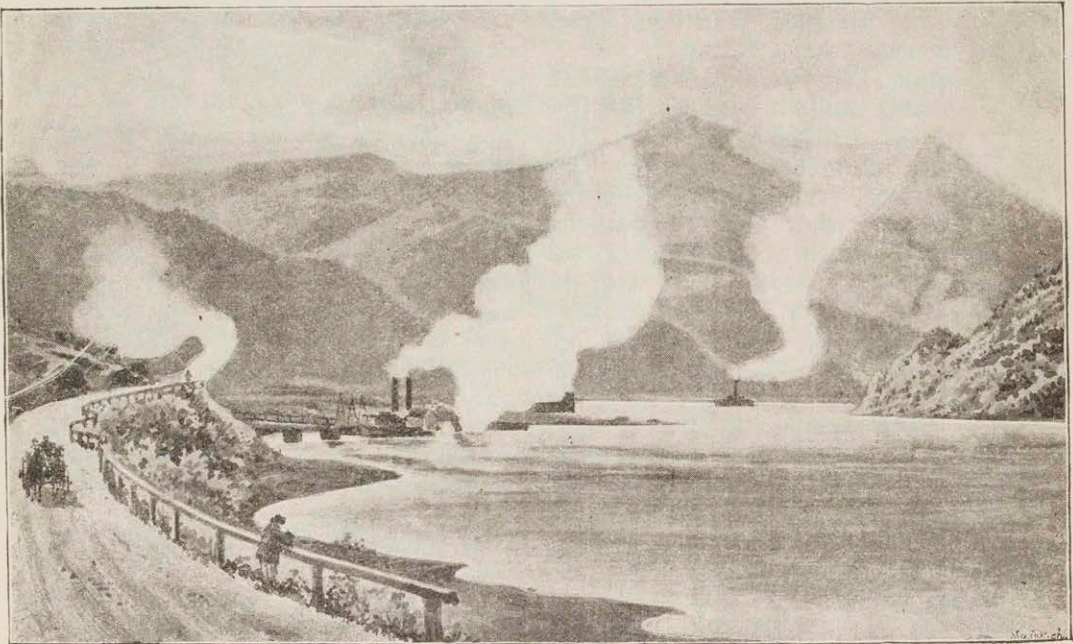
R. Jochanan nahm auch in seinen Vorträgen Veranlassung, den Frieden zu verherrlichen. Er sagte einst: „Die Thora verbietet es, bei dem Baue eines Altars eiserne Werkzeuge zu gebrauchen! Und warum? Weil der Altar das Symbol des Friedens, das Eisen hingegen das Symbol des Krieges ist! Der Krieg ist nicht einmal würdig, bei Errichtung des Friedens auch nur als bloßes Werkzeug zu dienen!“ — In

Bezug auf die Wohltätigkeit sagte er: „Wohltun ist dem Herrn lieber denn Opfer.“ — „Selbst den Heiden ist das Wohltun eine Sühne!“

Durch sein friedfertiges und freundliches Wesen gelang es R. Jochanan, auch in politischer Beziehung von den römischen Machthabern für seine Glaubensgenossen manche Begünstigung zu erwirken. Ueberdies trug sein sanftes Wesen dazu bei, daß auch die auswärtigen Juden in Rom, Griechenland, Egypten und den partischen Ländern den Weisungen und Verfügungen des Tabnehi'schen Synhedrion sich fügten. Die Juden bildeten also trotz ihrer Zerstreuung eine Art Organismus, dessen bewegende Kraft jener Geist der Lehre und des Gotteswortes war, der anstatt aus Zion und Jerusalem — nunmehr aus Tabneh ausging. Anstatt des

geräuschvollen Staatslebens entwickelte sich nunmehr ein stilles, aber desto intensiveres Gemeindeleben.

Er erreichte ein Alter von 120 Jahren. Vor seinem Hinscheiden weinte er. Seine Schüler staunten. R. Jochanan jedoch sagte: „Meine Kinder! Ich fürchte nicht den Tod, sondern das Erscheinen vor dem Richtersthule Gottes! Seinen Schülern erteilte er folgenden Segen: „Möge euch die Furcht vor Gott von bösen Handlungen in demselben Maße abhalten, wie die Furcht vor Menschen dies gewöhnlich bewirkt!“ R. Jochanan ben Sakkai war ein Mann, der nicht für seine Zeit, sondern für alle Zeiten tätig war. R. Jochanan hat das Judentum mit Hilfe Gottes gleichsam von der Scholle losgelöst; er hat es hierdurch für alle Zonen, für alle Zeiten lebensfähig gemacht!



Die Donau.

Das obige Bild — eine Ansicht des majestätischen Stromes nahe der Stelle wo er die Monarchie verläßt — verdanken wir einem unserer Leser aus

Ungarn der nicht wenig stolz ist auf den Strom, der sein Vaterland durchzieht. In der Tat hat er gute Ursache dazu, denn die Donau bietet eine Anzahl

reizender Landschaftsbilder, besonders aber die Stelle, welche unser Bild veranschaulicht. Die Ströme und Flüsse, welche sie auf ihrem hundert Meilen langen Lauf in sich aufgenommen hat und die von dem bergigen Tirol, aus dem fruchtbaren Mähren und endlich von der weiten ungarischen Tiefebene kommen, sie alle vereinigt nun das enge Bett, durch welches sie vor dem sogenannten Eisernen Tore fließt. Zwischen den Bergen nimmt sich der Strom unvergleichlich schön aus. Die vielen Dampfer, die hier verkehren, verleihen dem Bilde Leben und Anmut. Sie führen gleichzeitig den Beweis, wie

der Mensch die Elemente mit Erfolg sich dienstbar zu machen versteht. Man bedenke, vom Schwarzwald bis hierher, wie vielen Menschen hat sie schon Dienste geleistet, wieviele Städte wieder gespiegelt, wieviel Lasten getragen, Menschen Nahrung gegeben und leider auch den Tod. Der größte Fluß der Monarchie ist die Donau, sie ist die Lebensader derselben, welche von Passau bis Semlin im weiten Bogen die einzelnen Länder durchzieht. Sie gibt der Landkarte Oesterreichs ein eigenes Gepräge des untrennbaren Zusammenhanges.

Brüderchen und Schwesterchen.

Von Josef Hart.

„Luz“, sagte Ilse. „Luz, wir müssen fort von zu Hause. Papa und Mama kümmern sich nicht um uns. Kein Mensch hat für uns Zeit. Es ist gerade, als wären wir nicht auf der Welt. Alles dreht sich um das Baby.“

„Ja“, seufzte Luz. „Weißt du noch, wie Mama voriges Jahr mit uns im Park um die Wette gelaufen ist und Verstehen mit uns gespielt hat? Ha, und Papa! Ganz eben am höchsten Leiterwagen hat er uns fahren lassen.“

„Papa will jetzt nichts mehr von uns wissen. Denk' dir Luz, er hat sogar gesagt, ich soll ihm nicht immer in den Weg laufen, weil er noch einmal über mich stolpern wird, und ich wollte doch nur mit aufs Feld.“

„Wir sind ganz arme verlassene Kinder, Ilse. Es wird uns wirklich nichts anderes übrig bleiben, als auszuwandern. Man darf ja hier nicht mal laut sprechen, um ja nicht Baby zu wecken. Als ob jemand dafür könnte, daß Papa und Mama so unvernünftig sind, mit einem winzig kleinen Ding so viel Aufhebens zu machen. Und gern haben soll man's auch noch dafür, daß es brüllt, sobald man nur zu seinem Bett kommt.“

„Es ist furchtbar traurig, Luz, aber wir können jetzt nicht länger daheim

bleiben. Eigentlich, ich möchte fast wetten, daß Großpapa ganz entzückt sein wird, wenn wir zu ihm kommen. Wenn ich nur wüßte, wo das Graz eigentlich liegt.“

„Ach was, wir sind noch nicht so weit gekommen in Geographie. Und schließlich ist's ja auch Nebensache, das sagen sie dir auf jeder Eisenbahn. Irgendwo unten wird's halt liegen, bei Wien oder dort wo.“

„Am besten, Luz, wir überlegen nicht lang und machen uns auf die Reise. Geessen haben wir ja gerade, da bekommen wir wieder Hunger erst so um vier Uhr. Und dann sind wir wahrscheinlich längst schon in Graz.“

„Na natürlich“ sagt Luz, „das wär' schön, daß wir nicht in vier Stunden in Graz wären. Aber die Sparbüchsen, weißt, die Sparbüchsen müssen wir ausleeren. Zum Reisen braucht man Geld, sagt Papa. So, das zerschlagen wir halt, weil man doch sonst zu dem Gelde nicht dazu kann. Laß mich mal nachzählen. Eins, zwei, drei, vier, fünf Kronen sechunddreißig Heller. Und du?“

„Ich hab' acht Kronen drin!“ Ilse klatschte in die Hände.

„Das ist furchtbar nett von dir, Ilse, daß du so fein gespart hast. Das wird sicher reichen bis nach Graz und noch

weiter. Aber jetzt schnell. Ich hab' den guten Lodenanzug an, das ist sehr praktisch von mir. Und du? Zeig' mal her! Na, einen etwas besseren Stoff könntest du auch schon haben, der ist ja ganz dünn und durchsichtig."

"Ach Luz, es ist ja so heiß, und dann in der Eisenbahn, — und dann bei Großpapa — —"

"Na ja, schon recht. Das Geld hab' ich. Bitt' dich, nimm noch hier die Kirschen mit samt der Tüte. Man kann ja nicht wissen. Und jetzt hübsch vorsichtig, damit niemand was merkt. So, ganz vorsichtig . . ."

"Guten Tag, Herr Verwalter!"

"Gott zum Gruß, Mäuschen! Wohin denn, wohin?"

"Nur so, Herr Verwalter. — Herr Verwalter wissen Sie vielleicht, wie man nach Graz fährt? — Luz, gib doch Acht, du trittst mir ja auf den Fuß!"

"Wozu brauchst du denn zu wissen, wie man nach Graz fährt, kleine Wißbegierde?"

"Nur so, Herr Verwalter, sie ist halt so'n dummes Ding und fragt in die Luft hinein."

"Aber Luz, wer wird denn so von seiner Schwester sprechen. Du mußt doch Kavaliere sein. — Weißt, ich war selber noch nie in Graz, Mäuschen. Da ist's schwer zu sagen, wie man hinkommt. Aber nach Pilsen muß man wohl zuerst. Adieu Kinder, heut' ist viel zu tun. Geht ein wenig in den Garten, damit ihr da am Hofe am Ende nicht unter die Räder kommt." — — —

"Luz, jetzt kann ich gar nicht gehen, wie du mich auf den Fuß getreten hast."

"Ich möcht' dir noch einmal sagen, daß du ein dummes Ding bist, aber ich bin Kavaliere. Immerzu sag ich dir: Vorsichtig, vorsichtig, damit niemand was merkt, fragst du gleich den Verwalter wie man nach Graz kommt. Wenn der was gemerkt hätte!"

"Nichts hat er gemerkt, Luz. Und wir wissen wenigstens, daß wir zuerst nach Pilsen fahren müssen."

"Ja, das ist wahr! Also jetzt hurtig. Wir wollen uns nur noch ein einziges mal umschauen nach unserem Hause, weil wir es doch lange, lange nicht sehen werden. Natürlich, jetzt heulst du schon wieder. Mit euch Mädchen ist halt nichts anzufangen. Entweder man geht furt von zu Hause, oder man bleibt zu Haus und läßt sich bei Seite schieben."

"Ach, Luz, ich möchte immerzu weinen, weil wir halt gar so arm und verlassen sind."

"Arm? Wir haben doch nahezu vierzehn Kronen beisammen. Freilich verlassen, das sind wir schon eher! Oh, oh, du hast recht, Mäse. So gehen wir von daheim furt und kein Mensch hält uns zurück. Als wäre jeder froh, daß wir auf den glorreichen Gedanken gekommen sind, fortzugehen."

"Aber Luz, ich glaube schon, daß uns wenigstens Mama bitten würde, dazubleiben, wenn wir sie eingeweiht hätten. Bei Papa ist es nicht so sicher; weil er doch jetzt gar nie mehr über uns stolpern muß . . ."

"Bardon, meine Liebe, über dich, über dich! Mir hat Papa so etwas noch nie gesagt. Ich bin auch schon etwas zu groß dazu!"

"Um ein Jahr bist du doch nur älter und um fünf Zentimeter größer als ich. — Aber ich will jetzt, meiner Seele, nicht mit dir streiten, Luz. Wir müssen jetzt ganz fest einig sein, wenn wir in die Fremde gehen . . . Oh, siehst du, jetzt kommen mir schon wieder die Tränen. Wenn man niemals von daheim weg war, ist's furchtbar schwer, fortzugehen. Nicht wahr?"

"Was glaubst denn, daß es mir leicht wird? Aber beherrschen muß man sich. Immerzu beherrschen!"

"Ich weiß nicht, Luz! Ich hab' plötzlich riesige Angst vor der Reise."

"Na, da haben wir's! So lang hält der Mut bei euch Mädchen; nur bis zum Bahnhof; ja, und dann heidi zurück. Würdest du dich denn nicht schämen vor dir selbst?"

Stille.

„Also, da sieh dir ihn mal an, den Bahnhof, Ilse. Ist er nicht schön, mit seinen vielen Geleisen und Laternen? Ich war in meinem Leben genau zweimal hier. Da war aber immer der Papa mit und hat sehr wichtig getan, auf die Uhren geschaut und den Vorstand gefragt. Ich finde, Alleinreisen ist viel schöner. Findest du das nicht auch?“

„Das weiß ich noch nicht ganz sicher, Lutz! Vielleicht kommt's noch, bis die Angst weg ist.“

„Darauf kann man, mir scheint, bei euch Mädchen lange warten.“

„Wie macht man das aber mit den Fahrkarten, Lutz?“

„So stell' doch nicht immerlos so dumme Fragen! Man steigt zuerst ein, dann kommt der Schaffner, fragt: wohin?, wir sagen: nach Graz! Er holt aus der Tasche einen Block heraus, knipst zwei Kinderkarten durch, salutiert und geht. — Das ist doch sehr einfach. Ich kenn' das ganz genau, weil ich doch in der Kreisstadt jede Weile mit der Elektrischen fahre!“

„Du, Lutz, das ist aber komisch! Da auf dem Bahnsteig ist ja kein Mensch.“

„Wozu brauchen wir Menschen. Nur wenn der Zug da ist!“

„Ja aber da sind ja lauter Wagen ohne Fenster!“

„Das ist doch der Güterzug, Ilse! Siehst du dort, dort hinüber müssen wir steigen. Also langsam, daß du nicht fällst.“

„Du, Lutz, ist das denn ein Zug? Das ist ja bloß die Lokomotive und ein einziger Wagen.“

„Ja was meinst denn du? In der Kreisstadt fährt die Elektrische auch höchstens mit zwei Wagen. Und schau, wie die Lokomotive pfaucht, die geht gleich los. — Schnell, wir müssen einsteigen! Wart, ich zuerst! — So, — Kommst du herauf? Die Stufen sind schrecklich hoch. — So, es geht ja schon. — Ah, das ist aber fein!“

„Sieh nur die weichen Polster und den Spiegel! Ich hab' wirklich nicht mehr so große Angst.“

„Mit dem Papa sind wir damals auch in einem solchen Wagen gefahren. Also siehst du, wir reisen gut.“

Pause.

„Sei jetzt still, Ilse. Es kommt der Vorstand aus seinem Zimmer heraus. Er braucht nichts von uns zu wissen, weil er es doch gleich Papa erzählen möchte.“

„Papa ist ja nicht zu Haus!“

„Pst! Hör zu! Das ist ein Speltakel was die Leute machen. Hörst du? Das war das Signal. — Jetzt ruft der Vorstand, paß auf!“

— „Lokomotive mit Waggon zweiter Klasse zurück nach Pilsen! Schwarz, koppeln Sie noch zwei Waggon's dritter an. Es wird Wagenmangel sein bei dem großen Andrang!“

„Fertig! — Fertig!“ —

„Ilse! Wir fahren, wir fahren! Hei! ist das schön. Und der Vorstand hat gar nichts von uns gemerkt.“

„Noch immer kommt kein Schaffner! Hast du noch das Geld, Lutz!“

„Aber natürlich. Ich trag' doch jedes Jahr mein Schulgeld in die Stadt und hab' noch nie was verloren.“

„Nein, wie schnell wir fahren. Das läuft ja alles nur so vorbei, die Bäume und Häuser. Schau, da der schöne Teich! Und dort die Allee!“

„Das muß ein fauler Mensch sein, der Schaffner! Aber uns kann's doch egal sein.“

„Lutz, ich werde schon wieder traurig, wenn ich so an Mama denke, was sie jagen wird, wenn wir gar nie mehr nach Hause kommen!“

„Oh, sie wird schon erraten, warum wir fort sind. Und dann wird es ihr leid tun. Weiß Gott, mir tut auch schon das Herz weh, Ilse.“

„Ja, wir sind halt gar so arm und verlassen!“

„Jetzt fängst du wieder an! Ich hab' schon wirklich Kopfschmerzen von deinem ewigen: arm und verlassen. Jetzt sei mal bißl still!“

Schluchzen aus der einen Wagenecke.

„Ein Vergnügen ist's, mit Frauenzimmern zu reisen. Mich verdrießt's, daß ich mir mit dir was angefangen hab'!“

„Luz, hörst du, ein Gewitter! Ganz finster ist's. Da, da, hast du den Blitz gesehen. Oh, oh, wär' ich doch daheim geblieben. Ganz sicher, Luz, ganz sicher, uns passiert was! Laß mich zu dir hinüberkommen. Ich fürcht' mich so furchtbar, Luz . . .“

„Das Gewitter hat uns grad' noch gefehlt. Wart' ich zieh hier den Vorhang zu und erzähl' dir was. Also hör zu: Es waren einmal Brüderchen und Schwesterchen, die hatten daheim eine böse Stiefmutter. Da sagte eines Tages das Schwesterchen: Wir wollen fort von daheim. Und sie gingen fort . . und sie . . . kamen . . . in einem tiefen . . . tiefen . . . Wald.“

„Luz, du schläfst ja! Aber ich bin auch schon ganz schläfrig . . . Gute Nacht!“

— — — — —
— „Pil—seelen!“

„Da sind leere Waggons meine Herrschaften, nur Geduld! Werden gleich angeschlossen. Gewiß, jeder muß mitkommen, wer eine Fahrkarte hat. — So!“

„Zweite Klasse? Dort rückwärts bitte!“

„Einsteigen!“ — „Holovo! Fertig!“

— — — — —
„So, da wären wir ja!“ atmete Herr Langer auf. „Allein im Koupé und außerhalb des Gedränges. Jetzt hab' ich endlich Zeit, die Zeitung zu lesen!“

Stille.

„Was sind das fortwährend für Geräusche nebenan? Da muß ich doch mal nachschauen. — Man sieht fast nichts.“

— Bei Tag zieh'n sich die Leute die Vorhänge zu! Zwei Kinder anscheinend dort in der Ecke. — Die schlafen wohl. Und die Begleitung wird wahrscheinlich in der andern Ecke sein. Man sieht ja absolut nichts!“

Herr Langer machte nach diesen Betrachtungen wieder die Tür zu und kehrte zu seiner Zeitung zurück.

„Ise . . . wo sind wir denn? Es ist ja Nacht! Ise, so wach doch auf! So wach doch auf, mir ist's gar nicht geheuer hier. Nebenan knistert etwas.“

— Es rollt und pfaucht.“

„Wir fahren ja, Luz, wir fahren!“

„Ganz allein in der weiten Welt! Von den Eltern verlassen . . .“

„Ach, Luz, wenn du schon weinst, was soll ich dann anfangen!“

„So wein' doch auch! Sind wir denn nicht arm und verlassen?“

„Siehst du, jetzt . . sagst . . du's! Ich möcht sterben wollen, Luz . .“

„Kein Mensch kümmert sich um uns. Wenn uns die Eltern lieb hätten, wären sie uns nachgefahren. Wir reisen ja schon sicher zehn Stunden . . .“

„Ach Gott, ach Gott, jetzt muß ich schon ganz laut darauf losweinen . . .“

— „Was ist denn das für ein gottsjämmerliches Konzert da nebenan. Mit Kindern soll man halt nie reisen. Den Grundsatz halte ich hoch. Aber nachschauen will ich und mir den Spektakel verbitten, wenn's geht!“ Herr Langer faltete die Zeitung zusammen und öffnete die Tür . . .

„. . . Ja . . . was ist denn das?“

„Ah, der Papa“, Luz jagt es als hätte er nur das und nichts anderes erwartet. Nur Ise schluchzt zum Herzerbrechen.

„Papa, oh Papa . . und wenn du tausendmal über mich . . . stolperst . . . Ich geh' doch nie mehr von zu Hause fort.“

Es dauert eine geraume Zeit, bevor Herr Langer klug wird aus den wirren Reden. Dann ist sein Herz voll widerstreitender Gefühle. Groll und Rachlust, Vaterangst und viel Nüchternheit . . .

„Oh, ihr Rangen! Ihr habt ja eine Rundfahrt gemacht. Nach Pilsen und zurück. Und noch dazu als blinde Passagiere . . . Was aber euer Auswandern selbst betrifft, darüber müssen wir noch recht ernst und ausführlich sprechen. Ihr ahnt ja nicht, was ihr mit eurer Reise alles anrichten konntet. Nicht ausdenken will ichs! Und welchen Schmerz ihr der Mama und mir bereitet

hättet, das habt ihr ja gar nicht ermessen können . . ."

Tief neigte er sich zu den beiden Kinderköpfen.

"Ja, wenn ihr uns noch lieb habt, du und Mama, dann ist's was anderes; da können wir ja ruhig zu Hause bleiben."

"Das ist ja sehr liebenswürdig von dir, mein junger Held", Herr Fanger lachte. "Und du, Fäschen?"

Fäses Gesichtchen strahlte schon wieder unter den jüngst vergossenen Tränen.

Statt der Antwort schlang sie beide Arme fest um Papas Hals. —

"Ich glaube, es ist noch gar nicht Nacht", sagte Lutz, der auf die sinnreiche Idee gekommen war, daß man den Vorhang zurückziehen könnte . . .

Brüderchen und Schwesterchen gingen an Vaters Hand, schläfrig und reizemüde, aber wohlbehalten und befriedigt von ihrer Weltreise dem Heimatsstädtchen zu. Zu Mama und dem Baby . . .

Die Blutarmut (Anämie).

Von Dr. Ab. Heller.

Schon im vorigen Jahrhundert erklärte der berühmte Diagnostiker, Professor Josef Škoda in Wien, dem die Ärzte die genaue Erkenntnis der Lungenkrankheiten verdanken: "Die Anämie ist die Krankheit des Jahrhunderts." Wenn schon vor 50 Jahren der Ausspruch dieses großen Gelehrten begründet war, um wie öfter hat er sich seit jener Zeit leider bewahrheitet! Können wir doch jedem dritten oder vierten Menschen, dem wir — besonders in den größeren Städten — auf der Straße begegnen, die Blutarmut vom Gesichte ablesen: Sein schlechtes Aussehen, seine blassen, blutleeren Lippen und seine noch blässerem Augenlider sind untrügliche Kennzeichen der Anämie!

Zunächst muß ich bemerken, daß man nicht annehmen darf, daß ein Blutarmer vielleicht quantitativ weniger Blut hätte als ein Gesunder! Die Menge ist bei beiden gleich, die Beschaffenheit jedoch, die Qualität ist sehr verschieden: Der Blutarme hat ein mehr wässriges, der Gesunde ein mehr mit roten Blutkörperchen gefülltes Blut. Um dies begreiflicher zu machen, sei mir gestattet, die Bestandteile des Blutes vor allem ein wenig in aller Kürze näher zu beleuchten.

Das Blut, welches bei einem gesunden Menschen ungefähr 10% des Gesamt-

gewichtes repräsentiert, also z. B. bei einem Manne von 70 kg Gewicht 7 kg beträgt, besteht aus zwei Hauptbestandteilen: dem sogenannten Blutplasma oder Wasserstoffbläschen und den rötlichen, eisenhaltigen Blutkörperchen (Hämalin), welche dem Blute die eigentümliche „blutrote“ Farbe und die besondere Kraft verleihen. — Während nun bei gesunden Menschen die roten, eisenhaltigen Blutkörperchen vorwiegen, treten bei Blutarmen besonders die weißen auf, die aus Wasser und Faserstoffen bestehen.

Die roten Blutkörperchen sind es also, welche bei ihrem Kreislauf durch alle Teile des menschlichen Körpers, vom Gehirn bis zu den unteren Extremitäten, auch in die feinsten Hautgewebe dringen, das Blut durch Sauerstoff reinigen und sämtlichen Organen neue Kraft und frische Nahrung zuführen. Da aber bei den Blutarmen nicht die roten, sondern die weißen Blutkörperchen vorherrschend sind, kann selbstredend keine genügende Ernährung der Organe, besonders der entfernten, wie Gehirn, Muskeln, Herz, Lunge etc. zu erwarten sein, und infolgedessen werden die mit Blutarmut behafteten gar oft von Ohnmachten, Schwindelanfällen, Herzbeklemmungen, Asthma, Atembeschwerden, allgemeiner Schwäche und Magenkatarrhen heimgejucht. Bei jüngeren, besonders weib-

lichen Personen pflegt sich noch ein Zurückbleiben in der Körperentwicklung und oft auch mangelhafte Körperfunktionen einzustellen. Leider bleibt es aber nicht immer bei einer einfachen Blutarmut; die mangelhafte Ernährung der Organe führt manchmal zu Herz- und Nierenleiden, ja sogar zur Wassersucht, welche letztere ein besonders tödlicher Feind ist, der auch das Leben bedroht!

Die Blutarmut ist nur in den seltensten Fällen angeboren. Meistens wird sie während des Wachstums hervorgerufen, durch wenig nahrhafte Kost, durch allzu rasches Wachsen, Aufenthalt in niedrigen, staubigen, sonnenarmen Wohnungen, durch lange, erschöpfende Krankheiten, wie Typhus, Lungen- und Brustfellentzündungen, schwere Blutverluste bei Unfällen etc.

Die Blutarmut wird also durch Vernachlässigung oder durch Mangel an tatkräftiger Hilfe zur rechten Zeit — hervorgerufen. Will man den Kampf gegen sie mit Hoffnung und Erfolge aufnehmen, muß man vor allem dafür sorgen, daß einem weiteren Umsichgreifen der Krankheit vorgebeugt werde. Dem Leidenden muß der Aufenthalt in einem

milden, südlichen Klima oder wenigstens in heimischen, ozonreichen Fichtenwäldern ermöglicht werden. Die Errichtung von Sanatorien in solchen Gegenden, die Errichtung von Heilanstalten, welche durch Stiftung von Freiplätzen auch den Minderbemittelten und Unbemittelten Gelegenheit zur Wiedererlangung der zerrütteten und halb verlorenen Gesundheit bieten, muß daher in allen Kreisen der Bevölkerung unterstützt und gefördert werden! Ebenso wie der Lungenleidende, kann auch der Blutarme geheilt werden, und nicht wenig trägt dazu auch eine kräftige, protein- und eiweißhaltige Kost bei, die die fehlenden roten Blutkörperchen ersetzt, und die Enthaltung von jeder körperlichen und geistigen Anstrengung. Wird dann von Zeit zu Zeit auch ein tüchtiger Arzt nach seiner Meinung befragt, und wird sein wohlmeinender Rat auch befolgt, ist die beste Handhabe zur Bekämpfung der Krankheit gegeben. In neuester Zeit leisten hierbei auch verschiedene Eisen- und Arsenpräparate ganz vorzügliche Dienste, welche nur über ausdrückliche Verordnung eines Arztes gereicht werden dürfen.

Aus aller Welt.

Aus dem Leben schied ein Mann dessen Name und Person uns einst nahe stand. Emil Eisner war der erste Redakteur unserer Zeitschrift. Er stellte sich bereitwillig in den Dienst einer guten Sache und trug, soweit seine Kräfte reichten, gern dazu bei, damit sie das werde, was sie sein sollte. Es war seinerzeit ein großes Wagnis, unter die damals bescheidenen Blätter seinen Namen zu setzen. Wir kommen einer traurigen Pflicht nach, wenn wir seiner hier dankbar gedenken. Er ist am 13. Juli einem schweren Leiden erlegen und wurde unter großer Teilnahme am 16. Juli ins Grab gesenkt. **תנצ"ח**

Der Oberrabbi von England, Dr.

Herrmann Adler, ist in London im 73. Jahre seines tätigen Lebens gestorben. Er war durch 20 Jahre das geistige Oberhaupt der englischen Juden gewesen und ward vielfach ausgezeichnet. Er erfreute sich auch in nichtjüdischen Kreisen der größten Wertschätzung. Sein Andenken sei zum Segen.

Am 6. August d. J. versammeln sich die zu diesem Zwecke eigens gewählten jüdischen Männer und auch Frauen in Basel zu einem Kongreß. Es werden daselbst Juden aus allen Weltteilen vertreten sein und werden beratschlagen über jüdische Dinge. Es ist seit 1897 der zehnte derartige Kongreß und trägt den

Namen Zionistenkongreß, dessen Begründer der edle allzufrüh verstorbene Dr. Theodor Herzl war.

Anerkennung des Hebräischen als lebende Sprache. Die französische medizinische Fakultät in Beyrut fordert von jedem Hörer bei der Aufnahme eine besondere Prüfung in einer lebenden Sprache. Bei den letzten Aufnahmsprüfungen meldete sich ein Hörer namens Juda Barzel, der als die lebende Sprache, in welcher er geprüft zu werden wünschte, die hebräische angab. Das Rektorat sprach sich für die Anerkennung des Hebräischen als lebende Sprache aus und ließ das Examen in derselben zu.

Die Hygiene der Juden auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden. Die „Neue Hamburger Zeitung“ vom 8. Juli schreibt unter gleicher Überschrift: Man kann der Ausstellungslleitung die Anerkennung nicht versagen, daß sie in dem schier unübersehbaren Plan ihres Unternehmens doch auch wichtigen Einzelheiten, wie der biblischen und jüdischen Hygiene, die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet hat. Gerade diese Gruppe fesselt das Augenmerk schon durch die Beziehung zur lebendigen Gegenwart. Sie konnte nicht dringlicher zur Darstellung gelangen, als durch die ausgestellten Thorarollen, die daran erinnern, daß die wichtigsten dieser uralten hygienischen Lehren noch heute in der Judenheit volle Kraft und Geltung haben. Die imponierenden Bilder und Modelle der altisraelitischen Wasserleitungen zeigen uns das Volk der Schrift von einer dem Laien bisher ganz unbekannten Seite. Wir lernen begreifen, wie das winzige Jerusalem den gewaltigsten Belagerern so lange erfolgreichen Widerstand leisten konnte. Nicht umsonst sagt Sirach vom König Hiskia, er habe durch den (Siloah?) Kanal „die Stadt befestigt“. Ebenso überraschen die in Vitrinen ausgestellten Steinmodelle der altisraelitischen Gräber, Wein- und

geräte usw. Alle diese interessanten Zeugen der uns allen vertrauten biblischen Geschichte bilden den Rahmen zu einem Zelt, das uns das Heim der Patriarchen Israels vergegenwärtigt. Illustrierte hygienische Leitsätze aus der Bibel bilden einen passenden Wand-schmuck.

Durchquert man von diesem Saale aus Ägypten, Griechenland und Rom, so gelangt man durch zwei eingemauerte uralte jüdische Grabsteine (aus Wien X.II. und aus Südarabien), gewissermaßen als Wegweiser geleitet, in die Gruppe des späteren Judentums. Wie gebannt steht man vor dem prächtig ausgedachten und durchgeführten Milieu einer Sabbatstube in natürlicher Größe. Der Tisch mit den Leuchtern, dem Weinbecher, den Sabbatbrotten, der Kamin mit den Zinnschüsseln und anderem jüdischen Hausgerät, das Waschbecken mit Kanne, selbst die Sabbatblumen fehlen nicht. In großen altfränkischen Delbildern wird hoch oben an den Wänden die Tätigkeit der „Heiligen Bruderschaft“ dargestellt, darunter der ganze bunte Kreis der jüdischen Feste (nach Picart usw.). Originell wie dieses Milieu sind die mit verschwenderischer Pracht und hoher Kunst illustrierten hygienischen Weisungen des Talmuds und der Schriften des jüdischen Mittelalters (Maimonides, Schulchan aruch etc.), die hier das Auge des Beschauers fesseln. Den Übergang zur Sabbatstube bildet ein sehr gelungenes Modell des Schächtens, der jüdischen Fleischbeschau, des Aussalzens, Präparate, die das Entbluten bei geschächtem und geschlagenem Vieh darstellen. Daneben ein Modell des Wiener Ghettos von 1420 mit der rituellen Schutzvorrichtung an den Dächern, ferner eine Gruppe „Leichenwaschung“, die Modelle der alten Judenbäder in Worms, Offenburg und Friedberg, Darstellungen und Instrumente der Beschneidung, der rituellen Waschungen, alter jüdischer Friedhöfe. Das ganze macht einen durchaus würdigen Eindruck. Es liegen Proben aus dem im Verlage der Ausstellung

demnächst von Dr. Grunwald, Wien, dem Schöpfer der beiden Gruppen, herausgegebenen Werk „Die Hygiene der Juden“. Der Ausstellungskatalog spricht

von den Leistungen der Juden alter wie neuerer Zeit auf dem Gebiete der Hygiene mit Anerkennung, ja zum Teil mit Bewunderung.

Plauderecke.

Al. Rs. in L. O, wie viele rührende Erzählungen geben uns die Midraschim über mit Aufopferung geliebte Kindesliebe in Israel. Stets haben die Kinder in Ehrfurcht vor ihren Eltern gestanden, und wo uns ein seltenes Beispiel eines widerspenstigen Sohnes (siehe Absalon gegen seinen königlichen Vater David) erzählt wird, da wird Fluch und Untergang dessen Lohn.

F. Ja. in B. Auf ihrem Wege um die Sonne legt die Erde in 1 Sekunde 29.260 Meter zurück; das Sonnenlicht macht in 1 Sekunde einen Weg von 311,090.000 Meter; der Schall legt in 1 Sekunde in der Luft 322 Meter zurück.

Allex B. in Ldb. Berserker ist ein in der nordischen Mythologie gefürchteter

Kriegsheld, er focht, wie seine 12 Söhne mit rasender Wut, daher „Berserker“ wilde Kampfeswut bedeutet.

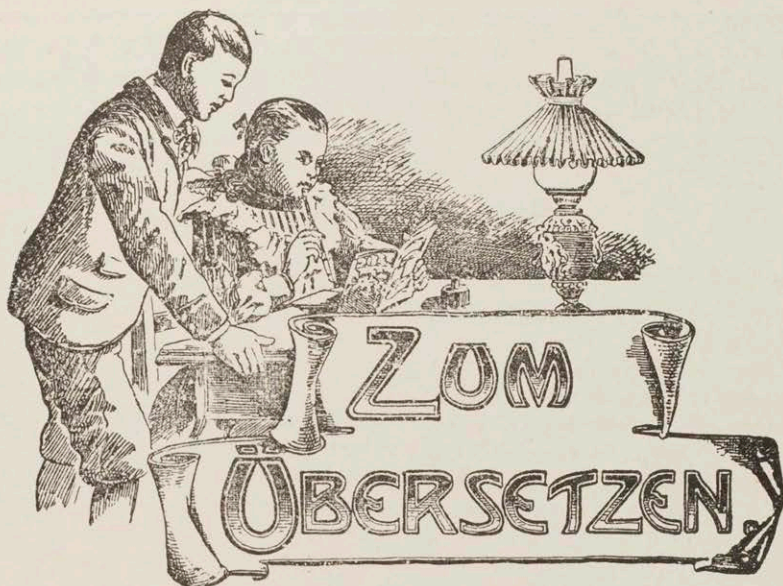
J. Tsd. in Ag. Die Landschaft Albanien (türk. Arnaut) in der Türkei, am Adriatischen und Ionischen Meer, die alten Länder Epirus und Illyrien umfassend, gehört im nördlichen Teile zur Türkei und in seinem südöstlichen Teil zu Griechenland.

Adolf S. in B. Den 9. Ab, ein Erinnerungstag unserer nationalen Vergangenheit, ist wohl der Todestag des jüdischen Staates, aber nicht der Sterbetag des jüdischen Volkes, das trotz allem lebt und nicht untergegangen ist im Golus (Zerstreuung, Exil, Diaspora.)

Briefkasten.

Ad. Fr. Lib. a. M. Wir haben nicht selten unseren P. T. Abonnenten in dem böhmischen Sprachgebiet bekannt gegeben, daß wir gern bereit wären, „Jung Juda“ auch in böhmischer Sprache oder mit einer in dieser Sprache geschriebenen Beilage herauszugeben, wenn sich für die Abnahme mindestens 4—500 Abonnenten finden, diese sind hierfür leider nicht aufzubringen. Wir können also nicht etwas unternehmen wo im vorhinein ein Mißgeschick ist. **J. B. in Sk.** Es ist höchst bedauerlich, daß Sie erst beim Empfang der 14. Nummer uns schreiben, unsere Zeitschrift nicht bestellt zu haben, zumal wir Sie schon bei der dritten Nummer

in einer höflichen Zuschrift gebeten haben, falls Sie nicht die Absicht haben, unsere Zeitschrift zu abonnieren und zu bezahlen, uns dieselbe zurückschicken mögen. Das ist doch etwas, was wir von jedermann zu beanspruchen berechtigt sind. Das Behalten der zugesendeten Nummern ohne sie zu bezahlen oder bezahlen wollen, schädigt uns ganz bedeutend. — **Jos. Zentner, stud. gymn. VI. in Brüx, Färbergasse** und **Sam. Feldmann, Sohn des Dav. Feldmann, Agentur in Czernowitz, Bukawina** wünschen mit gleichaltrigen Abonnenten „Jung Judas“ zu korrespondieren.



הילד הרחום.

אות Zeichen

המת töten

חלון Fenster

הפץ wünschen, wollen

יצור Geschöpf

המול רחם, sich erbarmen

צפרת Schmetterling

ידבר sprechen

הניא (נא) abhalten, verwehren

עופף herumflattern

אמי, קרא יואל המטון, הניא-נא את אחותי מהמית את
הצפרת היפה המעופפת על פני החלון. — טוב דברת, בני היקר,
אמרה האם בידידות, הנני רואה כי חומל אתה גם על יצור קטן;
אות הוא כי לב טוב לך, והיית לאיש טוב. — לא, אמי! ענה הילד,
אבל חפץ אני להמית את הצפרת בירי.

Die Übersetzung der hebräischen Aufgabe aus Nr. 14 lautet:

II.

Der kluge Knabe.

Wohlan, sagte der zweite, wenn es ein wenig regnen sollte von den Zweigen
des Baumes, dann setzen wir uns unter einen anderen Baum, sagte der kluge
Ratgeber.

Rätsel.

Rechenrätsel:

In einem Geflügelhofe sind um 2 Gänse mehr als Perlhühner, um 2 Truthühner mehr als Gänse, um 2 Enten mehr als Truthühner, um 2 Tauben mehr als Enten und soviel Hühner als das übrige Geflügel zusammen. Wieviel sind von jeder Art, wenn es zusammen 100 Stück sind? 3. Fried.

Mich braucht der Landmann, sein Feld zu bestellen,
Nimm nun den Kopf mir, da siehst du bei schnellen,
Leicht besiedelten Vögelein mich.
Nochmals geköpft, o Schande! — bin ich
Gar nichts weiter als eitel Lug,
Jetzt, liebes Kind, errate den Trug!

Rechenrätsel:

Nach einem reichen Onkel erbte jeder Neffe 4000 K, jede Nichte 7000 K. Wenn nun dreimal soviel Nichten als Nissen waren und die ganze Erbschaft 300.000 K betrug, wieviel Nissen und Nichten waren es? 3. Fried.



Rätsel-Auflösungen aus Nr. 14.

Roß und Reiter.

Schule, Schuld.

Die Wage.

Heu — Pferd — Heupferd.

Kamm.

Rebus: Xhasveros König von Persien.

Ein ernstes Mahnwort an unsere säumigen Abonnenten.

Wir haben keinen Grund, das Unrecht geheim zu halten, welches an uns seitens vieler hundert säumiger Abonnenten seit Jahr und Tag geübt wird. Und deshalb haben wir uns entschlossen, an dieser Stelle einiges darüber unserem Leserkreise mitzuteilen schon deshalb, weil wir voraussetzen, daß die meisten dieser sonst gewiß hochachtbaren Herren wohl keine Ahnung davon haben, wie stark das Ganze durch eine nachlässige Auffassung ihrer Zahlungspflicht geschädigt wird.

Wir können in diesen Sammer ohne Strupel hineinleuchten, weil unsere Zeitschrift trotz allem und allem das Merkmal einer gedeihlichen Entwicklung allzu deutlich auf der Stirne trägt. Wir können es ferner auch aus dem Grunde tun, weil wir der jüdischen Allgemeinheit unschätzbare Dienste leisten und geleistet haben, wovon wir auch ohne die unzähligen Anerkennungschriften, die uns zukommen, überzeugt sind; und gerade dieser Umstand ist es, der der traurigen Tatsache ein besonders betrübendes Gepräge verleiht. Wo sonst wäre es denkbar, daß eine Zeitschrift, deren Notwendigkeit allgemein zugegeben wird und die allen an eine solche billig zu stellenden Anforderungen entspricht, trotzdem sie eine unentgeltliche Administration und Expedition besitzt und der unehonorierte Beiträge zur Verfügung stehen, also bloß die Zahlung für Druck, Papier und Porto zu leisten hat, wo könnte es sonst vorkommen, fragen wir nochmals, daß eine solche Zeitung zur Deckung dieser Beiträge die Privatmittel eines auch sonst nicht glänzend gestellten Privatbeamten in Anspruch nehmen muß, und das nur deshalb, weil etwa tausend Abonnenten sich eine unverantwortlich lange Zeit lassen, um die Bezugsgebühr zu bezahlen. Wie viele jüdische Zeitungen sind bereits an diesem Übelstande zugrunde gegangen und auch die unsrige hätte keine Ausnahme gemacht, wenn ihr die Hälfte ihrer Regie nicht unentgeltlich beige-

stellt und der Rest des oft ganz bedeutenden Fehlbetrages von dem Herausgeber gedeckt worden wäre.

Allerdings gibt es einen guten Teil unserer P. T. Abonnenten, welche die Bezugsgebühr zur Zeit oder kurz nachher entrichten und das soll auch hier ehrend hervorgehoben werden. Doch ein großer Teil derselben, und wie wir oben schon bemerkt haben, sind ihrer ein volles Tausend, die trotz vielfältiger Mahnungen ihrer Pflicht nicht genügen. Abgesehen von den unverhältnismäßig großen Kosten, welche an Porto, Drucksachen, Posterscheinen durch die Mahnungen auflaufen, abgesehen ferner von den Schreibereien, welche die laufenden Briefe verursachen, erzeugt der geringe Erfolg dieser Mahnungen eine tiefgehende Unlust zur Arbeit und zur Sache, für welche dennoch zu wirken es eines unverwüßlichen Idealismus bedarf, wo man sonst mit Lust und Liebe allein auskommen könnte.

Wir stehen am Beginne der zweiten Hälfte des laufenden Jahrganges und doch sind viele Hunderte neue und alte Abonnenten, welche die Bezugsgebühr — eine Bagatelle von 5 K — nicht bezahlt haben.

Unsere Zeitschrift wird in der ganzen Monarchie und weit über die Grenzen derselben hinaus gelesen und wir können mit Stolz sagen, gerne gelesen. Sie ist mehr verbreitet als es je eine jüdische Jugendzeitschrift gewesen, sie hat eine Zahl von aufeinanderfolgenden Jahrgängen nachzuweisen, die noch keine jüdische Jugendzeitschrift erreicht hat, gleichwohl wird sie von der eingerissenen Gleichgiltigkeit, welche allem Jüdischen entgegengebracht wird, nicht verschont, und das ist mehr als bedauerlich, umso mehr, als es der Herausgeberschaft nicht darum zu tun ist, ein Geschäft dabei zu machen. Und deshalb allein sollte jeder Mann, den es angeht, sich veranlaßt fühlen, das Entgelt, welches ohnehin so niedrig gestellt ist, daß es kaum den

Herstellungskosten entspricht, zur Zeit zu entrichten, ohne sich dieserhalb wiederholt mahnen zu lassen.

Der Zweck dieser Zeiten ist kurz zusammengefaßt derjenige, alle unsere P. T. Abonnenten, die mit der Bezahlung der Bezugsgebühr im Rückstande sind, zu bestimmen, uns den hiefür festgesetzten Betrag von 5 K mittels der wiederholt

beigelegten Posterlagscheine oder auch bar zu überweisen. Wir geben uns der angenehmen Hoffnung hin, daß endlich die ungewöhnliche Art des Erinnerns doch von einigem Erfolg begleitet sein wird.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung

Die Administration.

Die Volksvorschußkassa in Prag, Königshofergasse Nr. 12.

Genossenschaft mit beschränkter Haftung

gewährt Personal-, Eskompt- und Fakturen-Kredit, nimmt Spareinlagen entgegen und verzinst sie mit 4 1/2 %. Ist Zahlstelle der jüdischen Colonialbank in London für Böden. deren Aktien daselbst für je 1 K. zu haben sind. Die fälligen Coupons dieser Aktien werden daselbst honoriert.

Zentral-Verschleißstelle der Nationalfondsmarken für Böhmen.

***** 400.000 K Garantiefond. *****

Verkauf von Fosen auf Faten zu den denkbar kulantesten Bedingungen.

Handelsschule Wertheimer

Kontor zur Erlangung kaufmännischer Praxis.

Prag, Pöhl 6.

- | | |
|--|-------------------------|
| I. Stiege: Direktorat und Sekretariat. | } alles im I. Stock. |
| II. Stiege: Herrenscheule und Einjährig-Freiwilligen-Kurs. | |
| III. Stiege: Damenschule und Praktikierstube. | |

XXXVI. Unterrichts-Jahrgang

auf Grundlage von 18jähriger Geschäftspraxis.

Begründer des individuellen Einzelunterrichtes.

— Damenkurse in abgesonderten Räumlichkeiten. —

Kursdauer nur vom eigenen Fleiße des Lernenden allein abhängig.

Eintritt und wirklicher Beginn täglich.

Kostenfreie Stellenvermittlung.

Tausende von Absolventen in guter Stellung, Hunderte von Dank-briefen sind ehrenvolles Zeugnis von gewissenhaftem, auf wirklicher Erfahrung beruhendem Unterricht.

Einjährig-Freiwilligen-Vorbereitungskurs.

Modernes Kaffee-Spezial-Geschäft

RUDOLF PORGES

PRAG II., Heinrichsgasse 29, nächst dem Heinrichsturm,

empfiehlt seine besten Qualitäten in rohen u. gebrannten Kaffees zu soliden Preisen.

Versand von 5 Kg. Paketen franko nach allen Stationen.

Es wird den Abonnenten von „Jung Juda“ 5% Rabatt gewährt.